

Das Versteck im Kopf

Nach siebzig Jahren hat Rudi Schlattner verraten, wo seine Familie bei der Vertreibung ihr Eigentum versteckte. Die Vorfahren glaubten, dass sie bald wieder in ihre nordböhmische Heimat zurückkehren würden, und verbargen deswegen Dutzende Pakete in einem geheimen Versteck auf dem Dachboden. Zur gewünschten Rückkehr kam es aber nie. Der 83-jährige Rudi Schlattner erzählt im exklusiven Interview die Geschichte seiner Familie und des „Schatz von Libouchec“.

Wie oft haben sie in den sieben Jahrzehnten an das Versteck gedacht?

Ich hab es nie vergessen. Die Erinnerung daran hatte ich immer irgendwo ganz hinten in meinem Kopf, doch gleichzeitig habe ich nie viel Zeit mit der Vergangenheit verbracht und habe über unser Versteck auch niemanden erzählt.

Weil es ein Familiengeheimnis war?

Nein, ich sah nichts besonders Interessantes in der ganzen Geschichte. Ich bin nun in Nürtingen bei Stuttgart zu Hause, hier fand ich meine Heimat, hier fühle ich mich wohl, hier hatten wir andere Sorgen und Freuden. Meinen Kindern und Enkeln erzählte ich von dem Versteck erst vor wenigen Jahren auf einer Familienreise. Denn ich war der letzte lebende Mensch, der darüber Bescheid wusste und sah es als Pflicht, das Geheimnis noch vor meinem Tode zu veröffentlichen. Nun bin ich schwer krank und dies war die letzte Aufgabe, die ich auf dieser Welt noch erledigen wollte. Damit nichts Unabgeschlossenes hinter mir verbleibt.

Haben sie den „Schatz“ in ihrem Elternhaus leicht gefunden?

Beim Kriegsende war ich erst 12 Jahre alt. Ich konnte mich aber erinnern, wie damals mein Onkel die Pakete irgendwo rechts von den Stufen versteckt hat, die auf den Dachboden führten. Ich wusste noch, dass eine Schnur zum Versteck führt, die ich in der Spalte zwischen den Brettern ertasten muss. Deswegen hab ich mir ein kleines Werkzeug

hergestellt: mit dem Halter eines Schraubenzieher und einem kleinen Haken am Ende.

Eine dreiviertel Stunde lang hab ich mit diesem Werkzeug die Spalten zwischen den Brettern inspiziert. Es dauerte lange, der eingeladene Kammeramann des tschechischen Fernsehens war schon nervös und fluchte vor sich hin, dass er ganz umsonst aus Prag fahren musste. Doch dann ist die Schnur in einer Spalte an meinem Haken hängen geblieben. Der Kammeramann drängte sich schnell rücksichtslos in den Vordergrund, nun bekam er seine Bilder.

Fanden sie in den Paketen Gegenstände, an die sie sich auch nach 70 Jahren erinnern konnten und die ihnen wirklich am Herzen lagen?

In Musikzimmer meines Elternhauses hing ein Bildnis der sächsisch-nordböhmischen Grenzlandschaft, die mein Vater von unserem Untermieter, dem Maler Josef Stegl kaufte. Ich konnte mich gut daran erinnern, wie wir das Bild aus dem Rahmen geschnitten, es zusammenrollt und ins Versteck getragen hatten.

Möchte sie es zurückhaben?

Nein, das ist mir gar nicht wichtig. Diese Vergangenheit ist für mich erledigt, ich hab` sie weit hinter mir gelassen und beschäftige mich nicht mit ihr.

Tapeten aus Knöpfen

Was machten ihre Eltern vor dem Weltkrieg?

Mein Vater war Geschäftsmann. Er exportierte Reißverschlüsse und hatte großen Erfolg mit dem Export von Knöpfen. Sie wurden damals nicht aus Kunststoff angefertigt, sondern aus Muscheln. Mein Vater hat Kistenweise Muscheln auf der Londoner Börse eingekauft, importierte sie in unseren Betrieb in Tisá bei Ústí nad Labem, wo die Muscheln zerschnitten und in runde Knöpfe mit zwei kleinen Löchern für den Zwirn geformt wurden.

Er verkaufte sie dann nach Argentinien, in die Türkei, die besten Geschäfte machte er in Indien. Die Maharadschas tapezierten mit den glitzernden Knöpfen ganze Zimmer – sie bestellten sie nur ohne Löcher. Sie kauften hunderte Kilogramm! Meine Mutter hat mit der Post unzählige Pakete voll von Knöpfen nach Bombay geschickt. Im Versteck in Libouchech fanden wir nun auch eine Schachtel mit Knöpfen verschiedener Größe und Form. Dank seiner Handelskorrespondenz bekam mein Vater Briefe aus der ganzen Welt und begann Briefmarken zu sammeln. Ich habe die Sammlung noch bei mir. Schauen Sie – die Briefe stammen aus Bagdad, Istanbul, aus La Paz in Bolivien.

Wie hat er damals Kunden aus so entfernten Ländern gefunden?

Durch die Industrie- und Handelskammern, die Kontakte herstellten. Er ist nie in die Welt gereist, verstand keine Fremdsprache und erst in den letzten Jahren vor dem Krieg beschäftigte er eine englischsprachige Frau. Es ist kaum zu glauben, aber trotzdem war er in der ganzen Welt vernetzt. Aus Australien importierte er zum Beispiel Eukalyptus-Kristalle und stellte Franzbranntwein her. Kennen sie Franzbranntwein?

Ja, aber nur Alpa.

Das war Vaters Konkurrenz.

Und wie hieß seine Firma?

Danach hat mich schon 50 Jahre niemand gefragt. Ich weiß es nicht mehr. Vielleicht Denol? Ich kann mich an ein Werbeplakat mit dem Bild von Vaters Franzbranntwein erinnern, das unweit vom Bahnhof in Libouchech hing. Im Krieg ließen wir es entfernen. Alte Kunden fragten Vater immer wieder nach dem Franzbranntwein, doch er hatte keinen mehr. Der Krieg hat alle Handelskontakte zerstört, das ganz Export- und Importgeschäft kam zum Stillstand. Auch die Reißverschlüsse aus Libouchech konnten wir jetzt nur noch an die Armee verkaufen, die sie zur Herstellung von Uniformen benutzte. Wir lebten im Krieg von unseren Ersparnissen, aber arm waren wir nie.

Welche Erinnerungen haben sie weiter an den Krieg?

Ich kann mich hauptsächlich an die letzten Monate erinnern, als in unserer Villa um die 50 Kriegsflüchtlinge lebten. Sie flüchteten vor der russischen Front oder aus bombardierten Städten und mein Vater hatte die „dankbare“ Aufgabe, sie in einzelne Häuser zu verteilen. Er musste zum Beispiel um acht Uhr abends bei Leuten an der Tür klingeln und bei ihnen ein paar ältere Männer unterbringen.

Hatten denn die Leute Mitleid mit den Flüchtlingen? Es handelte sich auch um Deutsche, die Schutz vor dem Krieg suchten.

An Mitleid fehlte es. Ab und zu wollte mein Vater nicht mehr drängen, deswegen hat er viele Flüchtlinge bei uns zu Hause untergebracht. Frauen, Kinder, alte Menschen, die jüngeren waren damals im Krieg.

Wie fühlte sich das Kriegsende an?

Wir erlebten große Erleichterung – und große Sorge. Um meinen älteren Bruder Gerhard, der in Russland verschwunden war. Er durfte noch sein Studium in Ustí nad Labem beenden, doch danach, nach nur 14 Tagen Ausbildung, musste er direkt an die Front bei Minsk in Weißrussland, wo junge Männer als Kanonenfutter in den sicheren Tod geschickt wurden. Die Deutschen waren in der Defensive und diese Kommandos mussten zurückbleiben, auf alles Lebende schießen, um den anderen Zeit für den Rückzug geben. Wir hörten niemals wieder von ihm.

Was passierte 1945 in Libouchec?

Sie werden es nicht glauben. Als mein Vater erfuhr, dass wir unser Haus verlassen müssen, hat er einen Teil unseres Eigentums in Pakete gepackt und sich mit den sowjetischen Soldaten abgesprochen, die in Libouchec stationiert waren. In Begleitung von zwei Soldaten, auf einem Wagen, brachte er dann hunderte Pakete auf die andere Seite der Grenze nach Sachsen. Die tschechischen Soldaten haben dabei den russischen salutiert! Was der Trick dahinter war? In Libouchec gab es zwei Likörfabriken und die beiden Russen wurden mit zwei guten Flaschen für ihren Dienst bezahlt.

Ein Verwandter lebte in Sachsen und mein Vater wollte die Pakete zu ihm bringen. Er schaffte es leider nicht, weil er gleich hinter der Grenze die Pakete hinterlassen musste. Sie versprachen ihm, dass er alles später

abholen kann, aber als wir nach einigen Wochen vertrieben wurden und in den Ort kamen, dann fanden wir leere, ausgeplünderte Pakete. Die dortigen Einwohner raubten alles außer der Dokumente, die nur für uns wichtig waren: Baupläne von unserem Haus in Libouchec, Dokumente über unser Grundstück, Vaters Handelskorrespondenz.

Wie haben sie die chaotischen Wochen nach dem Kriegsende erlebt?

Die russischen Soldaten waren oft betrunken und dann wurde es gefährlich, doch wir blieben davor verschont. In unserem Haus wohnte unter den Flüchtlingen auch ein Pfarrer aus Ostschlesien, der russisch sprach. Schon vor seiner Kleidung hatten die Soldaten Respekt und als er auch noch russisch mit ihnen sprach, haben sie unser Haus in Ruhe gelassen. Aber schlimmer als die Russen waren die ersten Tschechen, die zu uns kamen.

Wir mussten für eine ganz kurze Zeit unser Haus verlassen und bei den Nachbarn wohnen und die tschechischen Jungs sind bei uns eingezogen. Sie hatten da ein ewiges Fest. Landwirte aus der Gegend mussten sie versorgen, sie tranken Alkohol und öffneten unsere Schränke nicht mit dem Schlüssel, sondern mit Äxten. Sie nahmen alles, was ihnen gefiel. Aber so ist der Krieg halt, ich will über diese Episode nicht zu lange reden. Die Deutschen machten in den von ihnen besetzten Gebieten noch schlimmere Sachen. Im Vergleich dazu ist dies eine Kleinigkeit. Das will ich wirklich betonen.

Wie genau ist dann die Vertreibung verlaufen?

Zuerst mussten in Libouchec die Leute gehen, an denen man sich bereichern konnte. Die Armen konnten ein bisschen länger bleiben. Wir waren also schon Anfangs Juli an der Reihe. Zu Fuß gingen wir mit meiner Mutter und Schwester nach Sachsen, mein Vater kam nach elf Monaten dazu, die er im Gefängnis verbrachte. Was er dort erlebte, will ich nie mehr erzählen.

Warum wurde er denn verhaftet?

Er war NSV-Mitglied, das war so eine national-sozialistische Caritas, die der NS-Partei angeschlossen war. Meine Eltern waren aber keine

Parteimitglieder, sie waren streng katholisch, und solche Leute traten wenigstens in unserer Gegend nicht der NS-Partei bei. Es war so eine Gemeinschaft, die sich um die Flüchtlinge aus dem Osten kümmerte.

Optimisten und Pessimisten

Wie begann ihr Leben in Deutschland?

Das Grenzgebiet war voll von Flüchtlingen aus dem Osten. Wir sollten deswegen eines Morgens zum Bahnhof kommen, um mit einem Zug in den Norden, irgendwo Richtung Magdeburg, zu fahren. Meine Mutter entschied sich dem Befehl nicht zu folgen und schon einen Tag früher auf eigene Faust nach Thüringen zu fahren. Es hat sich herumgesprochen, dass Amerikaner dort sind - doch es war nicht wahr.

Als wir in Weimar mit unserem Gepäck aus dem Zug stiegen, sahen wir russische Uniformen und es war uns klar, dass wir in der russischen Zone bleiben müssen. Wir wurden in eine Schulklasse eingeteilt, wo wir wie Sardinen eingepfercht schliefen. Später kamen wir zu einem Landwirt in der Nähe von Weimar, wo wir einige Zeit lebten. Mein Vater wurde irgendwann in dieser Zeit aus der Tschechoslowakei in den Osten Deutschlands ausgewiesen und konnte uns über den Suchdienst des Roten Kreuzes finden.

Er wurde bald als Assistent des Bürgermeisters unseres neuen Dorfes in der Nähe von Weimar eingestellt, weil er sich sehr gut mit administrativer Arbeit auskannte. Ich habe im Tausch für Essen auf einer Farm gearbeitet. Mein Vater versuchte die alten Handelskontakte zu erneuern, er schrieb Briefe an seine alten Kontakte in aller Welt, doch so ein internationaler Handel war im Kommunismus nicht möglich.

Wie schafften sie es nach Westdeutschland?

Die Familie von Onkel Alfred, der das Versteck in unserem Haus in Libouchech machte, wurde in die Nähe von Stuttgart vertrieben. Dort lebte auch meine Oma, die Mutter meiner Mutter, die schon ein bisschen krank war. Meine Mutter ging dorthin um sie zu pflegen, sie lief schwarz über die Grenze in den Westen und fuhr dann mit dem Zug weiter. Sie fand hier in Schwaben erste Bekannte und mein Vater und ich kamen später nach, das war im Jahr 1951 (meine Schwester ging schon früher

zu ihrem Freund nach Westfalen). Zuerst schickte Vater alle seine Papiere und Dokumente mit der Post nach Westen, das ging damals noch leicht, und dann sind wir beiden mit dem Fahrrad aus Thüringen losgefahren. Nur mit einer Aktentasche im Gepäck.

Wir fuhren im März los und wußten nicht, dass im Thüringer Wald noch Schnee liegt. Unsere Räder trugen wir deswegen einen Teil des Weges auf dem Rücken. Mein Vater versuchte zum Glück schon zuvor - ohne Erfolg - Handel mit Thermometern mit einem Mann in Sonnenberg, das direkt an der Grenze zwischen dem Osten und Westen lag. Er nahm all seine Handelskorrespondenz mit, für den Fall, dass uns jemand kontrolliert. Wir wollten dann der Grenzpolizei sagen, dass wir auf Berufsreise sind und wir uns verfahren haben. Die Briefe sollten als Beweis dienen.

Wie war der Weg über die Grenze?

Mein Vater hatte die Adresse von einem Mann aus Sonnenberg, der uns den Weg zeigen sollte. Es kostete 300 Mark. Der Mann war gerade im Kino, wir warteten bis der Film endet, danach zeigte er uns den Weg. Er führte zu den letzten Häusern, über den Berg, wir sollten genau um Mitternacht losgehen, in der Zeit des Postenwechsels. Eine Wache endet immer ein bisschen eher als um Mitternacht, die zweite kommt ein paar Minuten später und diese kurze Lücke mussten wir ausnutzen. Das machten wir auch.

Was hat euch im Westen erwartet?

Wir kamen in das erste Gasthaus hinter der Grenze und haben um Übernachtung gebeten. Der Eigentümer warnte uns, dass amerikanische Soldaten ab und zu kommen und wenn sie jemanden ohne gültige Dokumente finden, dann schicken sie ihn zurück in den Osten. Also radelten wir in das nächste Dorf und übernachteten dort. Wir fuhren dann in die Nähe von Frankfurt am Main, wo unser Onkel lebte. Da registrierten wir uns, um westliche Dokumente zu bekommen, wurden aber als Illegale - wegen der illegalen Grenzüberschreitung - abgelehnt. Wir sollten zurück in den Osten gehen. Das machten wir aber nicht.

Wie haben sie diese Situation gelöst?

Wir kamen hierher, in die Nähe von Stuttgart, wo wie schon gesagt meine Mutter lebte. Wir durften nicht in ihr Zimmer einziehen, der Eigentümer des Hauses wollte niemanden mehr aufnehmen. Also haben wir uns nachts hineingeschlichen. Wir gingen nicht zur Toilette, damit der Eigentümer wegen zu häufigen Spülens nicht den Verdacht bekommt, dass im Haus unerwünschte Gäste übernachteten. In der Stadt lebten aber weitere Flüchtlinge aus Libouchec und dank deren Hilfe fanden mein Vater und ich bei zwei verschiedenen Familien eine Unterkunft.

In der russischen Zone durften sich Flüchtlinge nicht treffen, sie wurden im Land verstreut, alte Nachbarschaften wurden zerrissen. Hier in Westen war es anders. In einem Ort oder Stadt trafen sich ehemalige Nachbarn und halfen sich gegenseitig. Dem verdanken wir, dass mein Vater und ich bald Arbeit fanden, denn wir hatten keine Mark mehr übrig. Und die Arbeit war der Schlüssel zu allem anderen: wer Arbeit hatte, der konnte seinen Aufenthalt legalisieren und bleiben. Ich ging dann in Lehre in einer kleinen Firma und wurde Konstrukteur.

Das Versteck im Elternhaus in Libouchec entstand, weil ihre Familie auf die baldige Rückkehr hoffte. Wie lange glaubten ihre Eltern daran?

Zuerst dachten fast alle, dass die Vertreibung nur einige Wochen oder Monate dauern wird. Optimisten glaubten noch lange, dass sie zurückkehren werden, den Pessimisten wurde schnell klar, dass dieses Leben vorbei ist. Und die Schlattners sind Optimisten. Es dauerte sehr lange, bis sie die neue Wirklichkeit akzeptierten.

Sprachen sie zu Hause oft über die Tschechoslowakei und die Vertreibung?

Oft kamen Verwandte oder Bekannte zu Besuch, auch der ehemalige Bürgermeister von Libouchec, und dann wurde stundenlang über die alten Zeiten gesprochen. Mir war das widerlich! Mich interessierte es nicht, ich hatte eigene Probleme und Interessen. Es gab in dieser Hinsicht einen großen Generationsunterschied: junge Menschen schauten in die Zukunft, die Alten schauten zurück, in die Vergangenheit.

Besuchte ihr Vater jemals wieder Libouchec?

Nein.

War er gegenüber Tschechen verbittert?

Meine Eltern haben immer ganz klar zwischen guten und bösen Menschen unterschieden. Genauso wussten sie, dass es auch in Kriegszeiten gute und böse Deutsche gab. Und ich sehe es auch so.

Wie beeinflusst diese Lebensgeschichte ihre Sicht auf Flüchtlinge, die heutzutage nach Deutschland kommen?

Wir wären damals - zum Beispiel - nicht nach Portugal gegangen, denn wir sprachen nur Deutsch. Ich verstehe also nicht so richtig, warum so viele Afrikaner Geld von Verwandten für die Überfahrt nach Europa einsammeln, um hier Geld zu verdienen und es zurück in die Heimat zu schicken. Viele davon sprechen unsere Sprache nicht, haben keine Bildung, das Leben hier wird nicht leicht für sie sein. Aber gleichzeitig habe ich sehr viel Verständnis für Flüchtlinge aus dem Mittleren Osten, aus Syrien. Denen müssen wir helfen.

Ich habe hier in Nürtingen eine Immobilie und habe schon darüber nachgedacht, eine syrische Familie da unterzubringen. Es ist aber nicht leicht, wenn es ihre Untermieter nicht ähnlich empfinden. Ich habe schon von einem gehört, dass er auszieht, falls ich eine Wohnung im Haus an Türken vermiete. Diese Untermieter sind alles anständige Menschen, aber viele stammen von hier, waren nirgendwo in der Welt, haben wenig erlebt. Ich muss auf ihr Empfinden Rücksicht nehmen, auch wenn ich für syrische Flüchtlinge sehr viel Verständnis habe.

Das Briefmarkenalbum

Wie haben sie hier in Nürtingen ein neues Leben aufgebaut?

Ich habe Ihnen schon erzählt, dass mein Vater Briefmarken von seiner Handelskorrespondenz sammelte. Dieses Hobby habe ich von ihm geerbt und im Jahr 1957 begann ich zu Hause nach der Arbeitszeit mein eigenes Briefmarkenalbum zu entwickeln. Es war ein Album, wo man ganze Postkarten oder Briefe einlegen kann. Tagsüber ging ich weiterhin zur Arbeit und abends habe ich meine Alben gefertigt und sie an erste

Klienten verschickt. Einmal arbeitete ich drei Nächte ohne Pause, den dritten Tag bin ich in der Arbeit im Stande eingeschlafen und fiel um.

In dieser Zeit wurde ich mir langsam sicher, dass mich die Gewinne von den Briefmarkenalben ernähren können, kündigte in meiner Arbeit und wurde selbständig. Als gelernter Mechaniker durfte ich keine eigene Firma gründen, so waren die Gesetze damals, also registrierte ich die Firma auf den Namen meines Vaters, der gelernter Händler war. Er gab mir viele Ratschläge und half mir mit der Buchführung. Er starb im Jahr 1965.

Wie heißt Ihre Firma?

Kobra. Mit einem Firmennamen „Schlattner“ macht man nur schwer Wunder auf dem Markt ... Unser Geschäft begann bei uns zu Hause, nur so auf dem Tisch, aber bald wuchsen wir. Niemand konnte Alben für ganze Couverte so billig herstellen, wir waren der größte Hersteller dieser Art von Alben in ganz Deutschland und eigentlich auf der ganzen Welt. In einer Stunde fertigen wir heutzutage 95 komplette Alben eines Typs, von einem anderen Typen schaffen wir sogar 120. Verstehen Sie, zwei in der Sekunde.

Arbeiten Sie weiterhin?

Meine zwei Söhne führen die Firma nun, aber ich versuche jeden Tag auch ein bisschen zur Arbeit beizutragen. Aber das Briefmarkensammeln ist nicht mehr in Mode. Früher stellten wir 60 Tausend Alben jährlich fertig, nun nur mehr 5 Tausend. Es war Spaß und Hobby einer Generation und verschwindet schnell. Es ist schwer in dieser Branche zu überleben.

Wie war eigentlich Ihr erster Besuch in Libouchec?

Es war erst in den 70er Jahren mit meiner Mutter und meinen Kindern. Wir gingen zuerst in das Elternhaus meiner Mutter, es war ein wunderschönes Fachwerkhaus. Die Nachbarshäuser waren zerfallen, doch ihr Haus war wunderschön, neu angestrichen, das hat sie ungemein gefreut. Die neue Eigentümerin des Hauses kam heraus, sprach uns Deutsch an und meine Mutter erklärte ihr die ganze Geschichte. Die Eigentümerin meinte, wir können ruhig einige Tage Urlaub im alten Haus verbringen. Es war eine Architektin, die die Woche über in Prag lebte.

Ich gewann damals auch neue Freunde, im ehemaligen Haus meines Onkels wohnte eine Familie, mit der wir uns bis heute ab und zu besuchen. Es ist eine herzliche Freundschaft: meine Schwester war einmal auf einem Ausflug in der sächsischen Schweiz und vereinbarte mit der Gruppe einen kurzen Abstecher nach Liboucheč. Und diese neue Bekannte backte einen Kuchen für den ganzen Bus! Ich habe in all meinen Besuchen wirklich nur zwei unangenehme Situationen erlebt. Aber ich will über sie nicht weiter reden, es waren Ausnahmen, ganz erbärmlich.

Was änderte sich für Ihre Beziehungen nach Tschechien nach dem Jahr 1989?

Eigentlich wenig. Herr Kropáč, mein Freund aus Liboucheč, konnte uns ab und zu besuchen, was mich natürlich freut. Aber ich bin nicht öfters als zuvor in die alte Heimat gefahren. Ich war vor der Revolution dreimal in Tschechien, danach ebenfalls so.

Glauben Sie, die Tschechen und Deutschen haben sich mit dem Krieg und der Vertreibung schon völlig auseinandergesetzt?

Eindeutig ja.

Gibt es nichts, was noch passieren muss, damit die Beziehungen noch besser werden?

Die Vergangenheit ist abgeschlossen, so fühle ich es. Wir konnten in den Westen gehen und nur deswegen konnte ich dieses Leben führen und meinen unternehmerischen Erfolg erleben.